



Hörst es nit?

Jäger haben gelernt, auf Schreck- und Kommunikationslaute der wichtigsten Wildtiere zu achten. Wenig Bekanntes oder aus jagdlicher Sicht Unbedeutendes hingegen geht im allgemeinen Hintergrundrauschen oft verloren. Mit Achtsamkeit kann man auch hierbei seinen Horizont erweitern.

FOTO: H. JEGEN

Es ist schon Jahre her, da erzählte mir ein bekannter österreichischer Tierfilmer, dass er bei Aufnahmen von Rotwild in unmittelbarer Nähe der Tiere immer wieder ein ganzes Repertoire an Lauten vernommen habe, über die sonst niemand spricht. Er berichtete davon, dass es zwischen Tieren, Kälbern und anderen Rudelmitgliedern akustisch andauernd Kontakt geben würde. Das sind Laute, die wir aus

der Entfernung nicht wahrnehmen. Akustische Verständigung zwischen Wildtieren spielt für die Jagd und die Jäger eine zentrale Rolle. Ob Auerhahn, Haselhuhn, Murmeltier, Rehbock oder Rothirsch – auf den Ton kommt es an! Für den nicht Eingeweihten geht das Spissen des Haselhahnes im Rauschen des Herbstwaldes unter. Jeder, der aber ein wenig von Haselhühnern weiß, steht beinahe elektrisiert still, wenn er den Ruf hört. Das Besondere an der akustischen Verständigung von Haselhuhn und Auerhahn ist, dass beide Hühnervögel relativ groß sind – zumindest im Vergleich mit der restlichen Waldvogelfauna. Dennoch bewegen sie sich akustisch in einem Bereich, den jeder Zaunkönig an Lautstärke leicht übertrifft. Dabei nutzt das Haselhuhn die hohen Frequenzbereiche, das Auerhuhn die tiefen. Der Auerhahn trägt seinen Balzgesang zudem während der ruhigsten Stunden des Tages vor. Das ist vor Sonnenaufgang, wenn es von Natur aus kaum Störungen durch andere Laute gibt.

Bei der Kommunikation im Tierreich spielen vier Informationsformen eine zentrale Rolle. Voran stehen chemische oder Geruchssignale, es gibt optische Signale, taktile, die auf Berührung aufbauen, sowie akustische. In Einzelfällen können auch elektrische Signale zum Einsatz kommen. Verhalten und Kommunikation stehen in engem Zusammenhang. Die Stimme spielt in der Vogelwelt eine zentrale Rolle – wobei hier aber auch „Instrumentallaute“ erzeugt werden. Gerade das Flügelburren von Haselhuhn und Auerhuhn sind bekannte Beispiele dafür. Aber auch der Trommelwirbel von Spechten zählt dazu. Allein am Trommeln sind die einzelnen Spechtarten gut zu unterscheiden. Von der zirpenden Grille über den quakenden Frosch bis zu bellenden Hunden und röhrenden Hirschen steht die akustische Verständigung bei ganz verschiedenen Arten im Zentrum – auch unter Wasser beim Gesang der Wale. Diese Signale dienen zur Verteidigung von Territorien, zum Anlocken von Partnern, der Abstimmung innerhalb der Gruppe, als Warnung



VERHALTENS-
FORSCHUNG IN DER
WILDBIOLOGIE

Von Hubert Zeiler

vor Feinden oder für den Kontakt und die Führung von Jungen. Es geht um grundlegende Lebensbereiche!

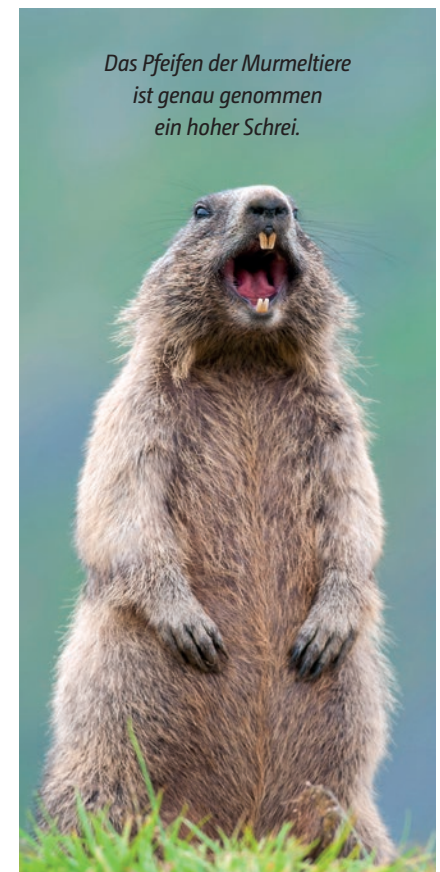
Nasallaute

Von Gams und Steinwild sowie von Wildschafen ist bekannt, dass sie Nasallaute hervorbringen: Das Pfeifen beim Gamswild wird durch die Nase erzeugt, das Meckern der Kitze oder das Blätern der Böcke wird im Vokaltrakt erzeugt. Neben diesen „Orallauten“, die im Kehlkopf erzeugt werden, gibt es auch beim Rotwild die eingangs beschriebenen Nasallaute. Dabei handelt es sich vor allem um Kontaklaute zwischen Tier und Kalb. Untersuchungen zeigen, dass die Tiere eine individuelle Stimme haben, an der ihre Kälber sie erkennen. Jedenfalls sind die oralen Laute deutlich individueller als die nasal erzeugten. Überraschend ist dennoch, dass auch jene Laute, die durch die Nase erzeugt werden, von Tier zu Tier unterschiedlich sind. Die Kälber weisen dagegen noch ein deutlich weniger ausgeprägtes individuelles Stimmrepertoire auf. Auffallend war hier bei spanischem Rotwild, dass es bei den Kälbern keine stimmlichen Unterschiede zwischen den nasal und oral erzeugten Lauten gab. Ob durch die Nase oder durch den Mund, war

einerlei. Eine Erklärung dafür könnte sein, dass damit das Tier in jedem Fall sein Kalb erkennt, ganz gleich, wie der Kontaktlaut erzeugt wird. Steigt das Unbehagen im Rudel, nimmt gleichzeitig die Intensität der Kommunikation zu, womit auch die sozialen Aggressionen mehr werden. Dann liegt Spannung in der Luft. Zu erkennen ist dies daran, dass Tiere öfter gegeneinander drohen oder sich sogar gegenseitig beißen. Zum ersten Mal wurde in Spanien auch festgestellt, dass sich die Stimme beim weiblichen Rotwild – ähnlich wie beim Menschen – mit zunehmendem Alter verändert. Und schließlich sei hier noch erwähnt: Nicht nur Tier und Kalb erkennen einander an der Stimme, Hirschtiere unterscheiden auch einzelne Hirsche an ihren Rufen.

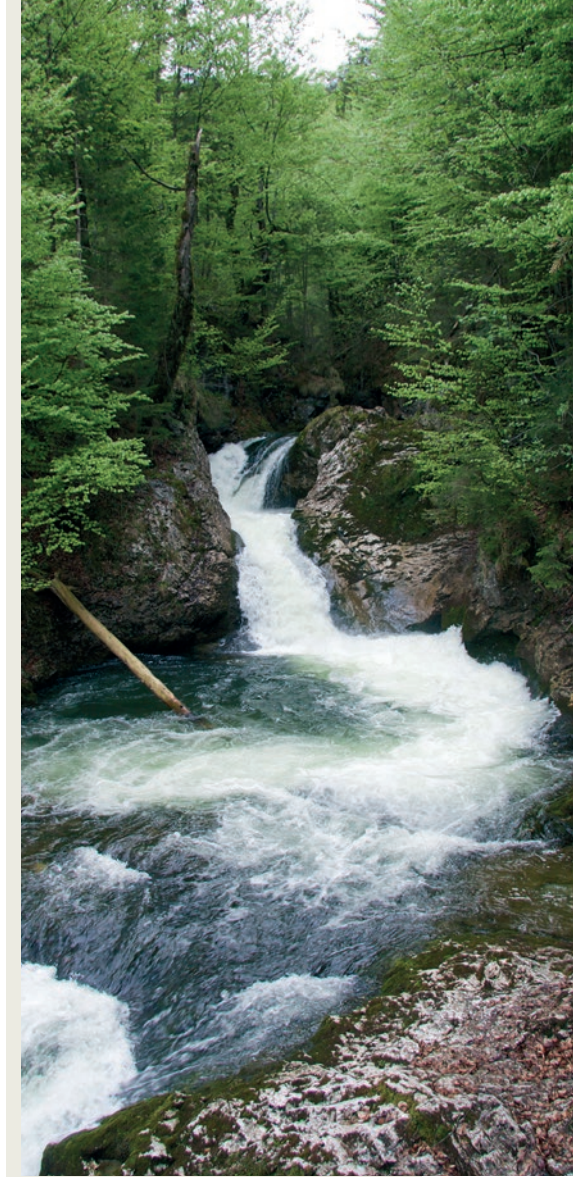
Murmelpfeifen nicht

Das Pfeifen der Murmeltiere ist wiederum kein Pfiff, sondern vielmehr ein hoher Schrei. Alarmrufe kosten weniger, als sie allen gemeinsam bringen. Sie sind also ein Vorteil für die Art. Früher konnte man dazu oft lesen, dass Alpenmurmeltiere Wächter aufstellen. Das ist jedoch sicher nicht der Fall. Die Hauptfeinde des Alpenmurmeltiers sind Steinadler und Rotfuchs. Besonders gefährlich werden sie wandernden Murmeltieren. Für die ansässigen Mitglieder einer Kolonie spielen Raubfeinde eine weit geringere Rolle als strenge Winter. Bei einem Adlerangriff bleibt oft nur noch Zeit für einen Pfiff, und weg sind die Mankeis. Durchstreift ein Fuchs eine Murmelkolonie und wird er rechtzeitig entdeckt, begleitet ihn oft ein regelrechtes Pfeifkonzert. Manche Murmel bleiben sogar vor dem Eingang zum sicheren Bau und „pfeifen“ ihn aus. Von einigen Forschern wird dies auch als „akustisches Mobbing“ bezeichnet. Dabei kommen die Rufe gegen den Fuchs aus ganz verschiedenen Richtungen und erschweren ihm daher wohl auch die Orientierung oder Lokalisation eines möglichen Beutetieres. Dasselbe wie für den Fuchs gilt auch für den treuesten Begleiter des Menschen: den Hund. Hunde und Menschen werden zunehmend ein Störfaktor in alpinen Lebensräumen. Hunde verstärken die Wirkung von Personen auf Wildtiere wesentlich, insbesondere wenn sie frei laufen gelassen werden. Wird ein Hund mitgeführt, reagieren Wildtiere auf größere Entfernung. Murmelschreie können bis auf eine Entfernung von einem



Das Pfeifen der Murmeltiere ist genau genommen ein hoher Schrei.

FOTOS: M. WALCH, T. RORNBITTEL



Klangfarbe meines Reviers

In der Bioakustik gibt es verschiedene Zugänge, um die Klangwelt rund um uns einzuteilen. Stark vereinfacht kann man zwischen „Geophonie“ und „Biophonie“ unterscheiden. Der erste Begriff beschreibt alle Geräusche, die aus der unbelebten Natur entstehen: der Wind, der rauschende Bach, ein Gewitter, die Wellen am See oder auch ein kriechender Gletscher. In unserer Wahrnehmung sind das oft nur Hintergrundgeräusche, die nicht bewusst wahrgenommen werden, die aber zu jedem Revier dazugehören. Die Biophonie umfasst die Klanglandschaften der belebten Natur. Darunter sind vor allem Geräusche, die von Tieren erzeugt werden. Ob wir das bewusst oder unbewusst aufnehmen – in dieser Klangwelt steckt viel Information über den Zustand eines Lebensraumes. Es sind vor allem Vogelstimmen, die zu bestimmten Lebensräumen dazugehören und die damit auch bestimmte Landschaften und Habitate akustisch definieren. Der rätschende Ruf des Zirbenhähers im Arvenwald an der Baumgrenze ist hier ebenso dabei, wie das unverwechselbare sonore „Rep-Rep“ des Wachtelkönigs in der Iriswiese, die im Frühjahr kurz überflutet wurde.



FORSTLER & JÄGER

Der Riegler dauerte schon gute zwei Stunden, die Füße wurden langsam kalt und die Gedanken schweiften ab. Bis auf ein paar einzelne Schüsse war es ruhig, aber dann ging es rund. Plötzlich drei Schüsse zackig hintereinander, nach rund zwei Minuten knallte es wieder dreimal unweit davon und ein drittes Mal ein Stückchen weiter im Graben hallten gleich vier Schuss durch die frostige Herbstluft. Nach dem Abstellen klärte es sich schnell auf. Es waren Sauen im Trieb. Eine lag und eine musste nachgesucht werden. Drei Schützen hatten sich mit zehn Schuss an der Kanonade beteiligt. Am Ende lagen zwei Frischlinge auf der Strecke und die Erleger steckten stolz den Bruch an den

Bissens. Es geht aber auch weiter bis zu einem lockeren Umgang mit dem Muttertierschutz oder eher oberflächlichen Kontrollsuchen. Es ist ja nur ein Kitz, heißt es dann. Man weidwerkt nicht auf Rehe, man jagt Abschusszahlen hinterher. Damit geht oft einher, dass das einzelne Stück schlichtweg in seiner Wertigkeit herabgesetzt wird. Natürlich gibt es ausgezeichnete Jäger und Jägerinnen, die vom Finden des Wildes über das Ansprechen und Erlegen extrem sicher und professionell agieren. Die meisten von ihnen halten auch Brauchtum und Weidgerechtigkeit hoch. Aber das sind die Marathonläufer unter uns und nicht der durchschnittliche Hobbyläufer. Der Durchschnitt kämpft damit, effizienter jagen zu

Neue Schweine

Hut. Bei der gleichen Ballerei auf ein Rudel Rotwild hätten die gleichen Schützen wohl nur böse Blicke erfahren und wären sicher nicht mehr eingeladen worden.

Bei Sauen ist alles anders, auch was die Weidgerechtigkeit angeht. Was bei anderen Wildarten verpönt ist, wird beim intelligenten und sozialen Schwarzwild oft, ohne mit der Wimper zu zucken, toleriert. Der Schuss auf ein hochflüchtiges Stück Rotwild gilt gottlob nicht als verantwortungsvoll, doch sich auf einen Überläufer in voller Fahrt zu probieren ist da kein Problem. Es gilt eine gewisse Haudrauf-Mentalität. Dafür mag es viele Gründe geben. Einer davon ist sicher den Schäden geschuldet, die durch Wildschweine in der Landwirtschaft entstehen. Weder für den Bauern noch für den Jäger ist das lustig. Der Ärger, wenn die Schäden auftreten, die Streiterei ums Geld und das damit verbundene übliche Gesudere. Das führt dazu, dass Wildschweine oft zum Schädling abgestempelt werden.

Vielleicht droht unserem Rehwild Ähnliches. Getrieben vom Wildeinfluss und einer sich ändernden forstlichen Bewirtschaftung, steigt der Druck auf die Jäger in Sachen Abschussziele. Das ist meist auch legitim. Doch es macht etwas mit uns. Das beginnt mit Kleinigkeiten, wie beispielsweise dem Weglassen des letzten

müssen, ohne das Rüstzeug dafür gleich zur Hand zu haben. Viel wird darüber geredet und geschrieben, wie man effizienter jagen kann, und moderne technische Hilfsmittel wie Wärmebildhandgeräte, Wildkameras oder Drohnen feiern einen gewaltigen Siegeszug durch heimische Reviere. Die Frage nach einer modernen Auslegung der Weidgerechtigkeit bleibt da auf der Strecke. Der Begriff ist ja an sich problematisch und schwammig, aber wir haben im Moment leider nichts Besseres. Dabei wäre es gerade in Zeiten, in denen die Öffentlichkeit immer kritischer auf uns blickt, nötig, sich auch damit zu beschäftigen, wie man die viel zitierten angepassten Wildstände so erreichen und halten kann, dass das auch herzeigbar bleibt. Und das beginnt bei unserer Hauptwildart – dem Reh.

Im Zuge der Fütterungsdebatten rund ums Rotwild wird oft der Spruch von der Verhauerschweinung des Rothirsches gebracht. Daran angelehnt kann man die Frage nach der Verwildschweinung des Rehwildes stellen. Der Weg vom edlen Wildtier hin zum Schädling könnte für lange Zeit eine Einbahnstraße werden. Man braucht da nur ein wenig nach Norden zu schauen, zu unseren deutschen Weidkameraden. Da sieht man schon, was man hier eigentlich nicht sehen will.

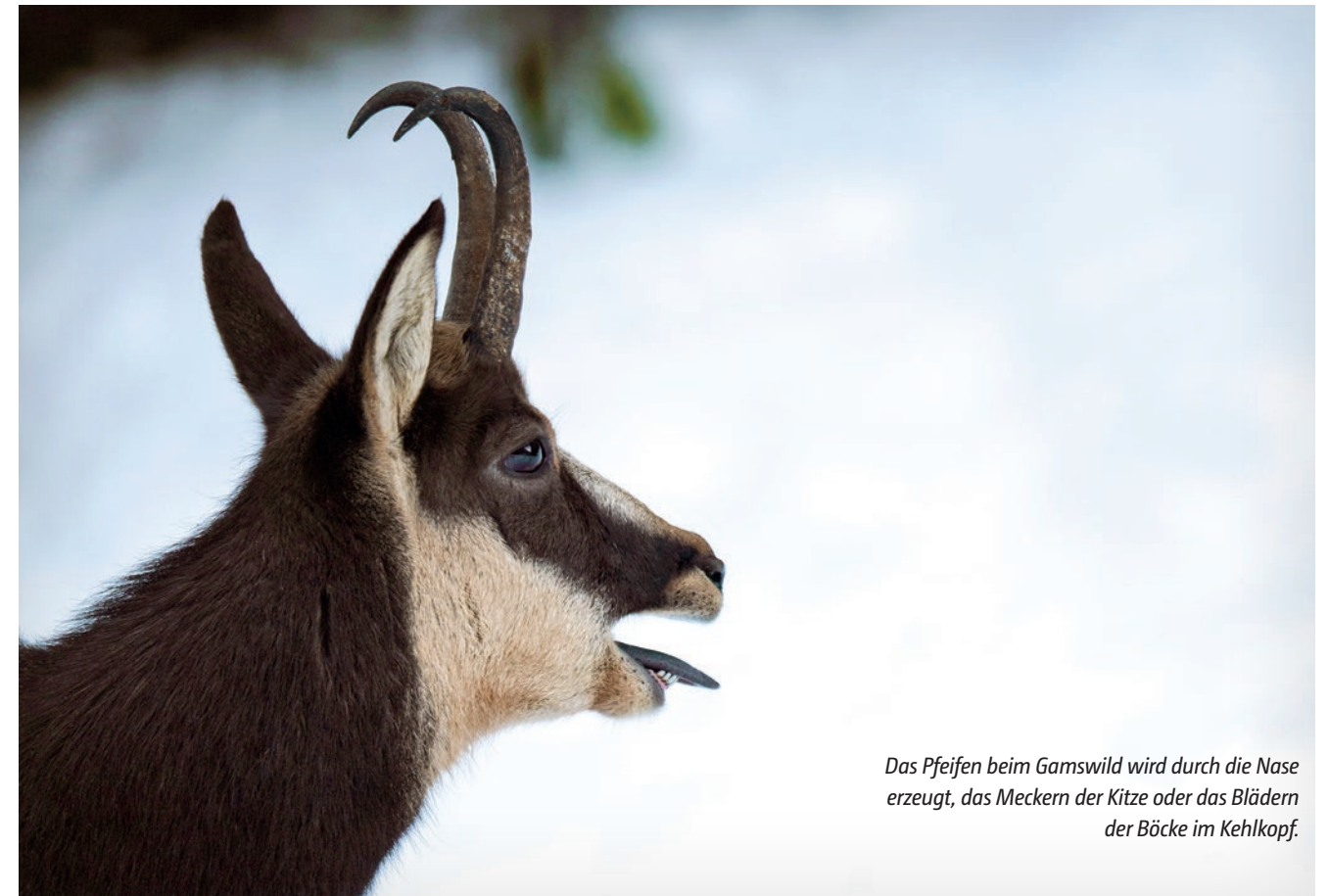
Harald Chapin

Kilometer gehört werden. Das heißt, nicht nur die Tiere in einer Kolonie hören die Rufe, auch in benachbarten Kolonien können die Alarmrufe eventuell noch gehört werden. Beobachtungen zeigen, dass Murmeltiere bereits in einer Entfernung von einem Kilometer auf einen Adler reagieren und Alarmrufe abgeben. Sie reagieren auch auf nahe vorbeistreichende Kolkraben, die aber nur fallweise Jungtiere erbeuten.

Warum Rehe schrecken

Rehe sind zwar außerordentlich anpassungsfähig, was den Lebensraum betrifft, sie stehen aber entwicklungsgeschichtlich nach wie vor auf der Stufe eines recht ursprünglichen Ducker- oder Schlüpfertyps. Das heißt, sie sind immer noch am besten an ein Leben am Waldrand und im Dickicht angepasst. Optische Signale spielen in einem derartigen Lebensraum eine untergeordnete Rolle für die Verständigung untereinander. Zwischen dem Riechen ganz oben und dem Sehen am unteren Ende der Skala steht beim Rehwild in der Bedeutung das Hören.

Erwachsene Rehe schrecken bei Gefahr. Der tiefe, bellende Ton kann einen im wahrsten Sinne des Wortes erschrecken, wenn er plötzlich und unerwartet in nächster Nähe ertönt. Rehe schrecken, wenn sie unvorbereitet einer Gefahr begegnen. In Italien untersuchte man das Schrecken von Rehen als Alarmsignal in einem Gebiet, wo Wölfe jagen. Dabei wurde deutlich, dass Böcke deutlich häufiger schrecken als Geißen. Insgesamt schrecken Rehe im Sommerhalbjahr, wo sie allein unterwegs sind, viel öfter als von Oktober bis Februar. Ab März ist diese auffällige Lautäußerung dann wieder deutlich häufiger zu hören – am Morgen häufiger als am Abend. Böcke schrecken vor allem während der Zeit, in der sie territorial sind. Sie tun das auch spontan beim Territorialverhalten oder sogar während sie „plätzen“. Es liegt jedenfalls nahe, dass das Schrecken auch im Territorialverhalten der Böcke eine Rolle spielt. Der Schrecklaut ist eine Warnung. Einem Feind signalisiert er zugleich, dass der bereits erkannt ist. Das Schrecken ist in einem unübersichtlichen Lebensraum, in dem Tiere einzelgängerisch leben, ein gutes Mittel, um Gefahr auffällig kundzutun. Es warnt auch andere Rehe und lässt somit nicht unmittelbar betroffene Tiere in Hörweite aufmerksamer sein oder abspringen. Wer kennt es



Das Pfeifen beim Gamswild wird durch die Nase erzeugt, das Meckern der Kitze oder das Blätern der Böcke im Kehlkopf.

FOTO: D. SCHWAB

nicht, wenn eine Rehgeiß in einem fort schreckt und jedes Mal, wenn man denkt, dass sie sich endlich beruhigt hat, wieder von Neuem loslegt. Diese Art des Schreckens ist oft auch ein Ausdruck für den Unwillen zu flüchten oder dafür, dass sich das Wild nicht recht im Klaren über eine Erscheinung ist, von der es keinen Wind hat. Ein Reh schreckt auch dann, wenn es noch nicht weiß, ob die Störung nun Gefahr bedeutet oder harmlos ist. Bei einer Gefahr, die erkannt ist, aber nicht eindeutig zugeordnet werden kann, ist es manchmal besser, sich aus sicherer Entfernung zu erkennen zu geben, um damit den vermeintlichen Feind aus der Reserve zu locken oder ihm mitzuteilen: „Ich hab dich schon erkannt!“ Manchmal kann es unerwartet lange dauern, bis ein Reh aufhört, diese Mitteilung weiterzugeben, vor allem dann, wenn sich das Gegenüber nicht bewegen will. Im Grunde sind alle Hirscharten in der Lage, laute, bellende Alarmrufe abzugeben, wenn sie eine mögliche Gefahr entdecken.

Lärm und Artenvielfalt

Wenn ich in Slowenien im Revier bin, dann weiß ich oft allein deshalb, aus

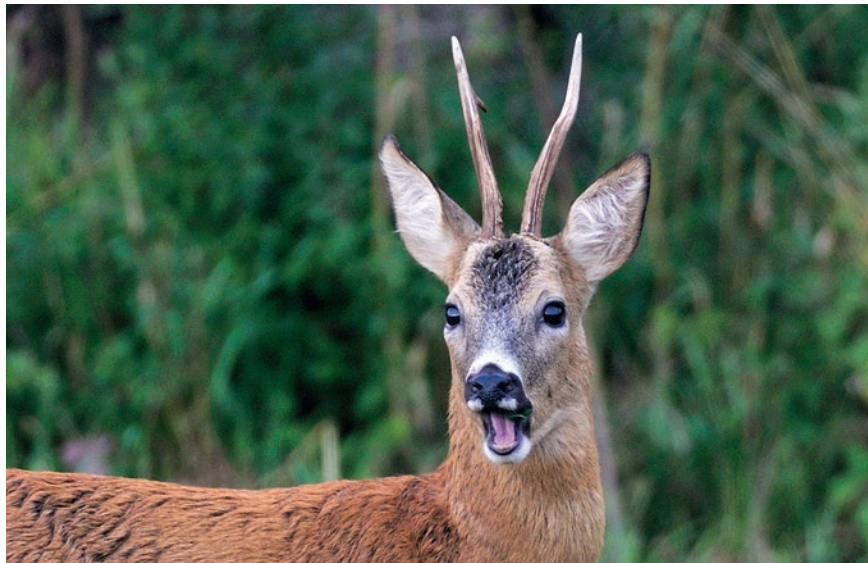
welcher Richtung der Wind weht, weil er mir das Rauschen des Verkehrs aus einer bestimmten Richtung zuträgt. Das ist kein Lärm, sondern ein Hintergrundrauschen, das von der drei bis vier Kilometer entfernten Autobahn stammt. Auch wenn der Wald viel davon herausfiltert, trägt der Wind diese Geräusche dennoch über Kilometer weit.

Lärmverschmutzung ist zu einer Umweltbelastung geworden, die vielfach unterschätzt oder nicht bewusst wahrgenommen wird. Über alle Naturgeräusche legt sich heute der Klang des Menschen: Man spricht von „Anthrophonie“. Damit werden die Grundtöne einer Klanglandschaft überlagert, in der Wildbiologie gibt es dafür den Begriff „Maskieren“. Das heißt, die ursprüngliche Botschaft, die übermittelt werden soll, verschwindet hinter einer fremden „Klangmaske“. Der Verkehrslärm in der Stadt übertönt den Gesang der Amsel – nachdem die Verständigung nicht mehr funktioniert, weichen die Vögel zeitlich aus und singen in der Nacht, wenn es ruhiger ist. Dort, wo kein Ausweichen möglich ist, verschwinden Tierarten, weil sie sich nicht mehr verständigen können. Windräder stehen nicht still – ob bei Tag

oder in der Nacht. Weil sie uns im Siedlungsgebiet stören, werden sie immer häufiger in Wäldern errichtet. Damit wird der Lärm in die Lebensräume von Waldtieren verlagert. Studien aus Frankreich zeigen zum Beispiel, dass Fledermäuse ihre Aktivitäten in einem Radius von bis zu einem Kilometer rund um Windkraftanlagen einschränken. Das heißt, viele Windräder, die auch nur in der Nähe von Wäldern oder Waldinseln stehen, beeinflussen bereits die Lebensraumnutzung von Fledermausarten, die an den Lebensraum Wald gebunden sind.

Lärm und Stress

Chronischer Lärm verändert Lebensgemeinschaften. Lärm kann Einfluss auf sehr breiter Ebene entwickeln, weil die Arten in einem Ökosystem ganz unterschiedlich reagieren. Das reicht vom Regenwurm über Amphibien und Reptilien bis in die Vogelwelt und auch zu größeren Säugetieren, wie etwa Dachs oder Reh. Der Zusammenhang wird deutlich, wenn man nur den Dachs herausgreift. Bei der Suche nach Regenwürmern hilft ihm die Nase, aber sehr viel läuft dabei auch über das Gehör. Regenwürmer ziehen nachts



Alle Hirscharten sind in der Lage, laute, bellende Alarmrufe abzugeben, wenn sie eine mögliche Gefahr entdecken. Das Schrecken ist oft ein Ausdruck für den Unwillen zu flüchten oder dafür, dass sich das Wild nicht recht im Klaren über eine Erscheinung ist, von der es keinen Wind hat.

Blätter oder Nadeln und Halme unter die Erde, damit sie dort schneller verrotten. Ob beim Kriechen über den Boden oder beim Graben von Wohnröhren, ein Regenwurm kann richtig „laut“ sein. Jeder, der einmal in einer ruhigen Nacht ohne Hintergrund-

geräusche beim richtigen Wetter draußen war, hat das schon gehört. Ob beim Dachs, der nach Regenwürmern sticht, oder beim Fuchs, der die Feldmaus vor dem Sprung akustisch lokalisiert – je mehr Nebengeräusche es gibt, desto schwieriger wird

die Verortung. In einem Raum, wo alle durcheinanderreden, muss die Konzentration auf den Gesprächspartner gegenüber auch stark erhöht werden, um ihn richtig zu verstehen: Mit der Zeit strengt das an. Ein direkter Effekt, der sich aus Lärmbelastung ergibt, ist das Meiden oder Ausweichen. Es gibt zum Beispiel Zugvögel, die Rastplätze meiden, weil es dort zu laut geworden ist. Extremer Lärm in Gewässern kann dazu führen, dass Schwimmblasen von Fischen beschädigt werden oder dass Wale ihre Orientierung verlieren und stranden. Der Druck, der durch Lärm in Gewässern erzeugt wird, ist deutlich höher als in der Luft. Dazu kommt, dass sich Schallwellen unter Wasser schneller und weiter ausbreiten. Lärm kann bei Wildtieren ebenso wie beim Menschen Stress erzeugen, das ist unter Umständen mit dem Verlust von Energiereserven und Abwehrkräften, mit weniger Wachstum, schlechter Entwicklung sowie dem Altern und der Schädigung von Nervenzellen verbunden. Eine Reihe von Studien zeigt, dass viele landlebende Tiere reagieren, wenn der Schalldruckpegel um etwa 40 dB(A) ansteigt. Das entspricht in etwa der Lautstärke von sprechenden Menschen.

Zunehmende Gehörlosigkeit

Rufe und Stimmen von Tieren dienen zuerst der innerartlichen Verständigung. Natürlich kann die Botschaft aber auch an andere Arten gerichtet sein. Oft ist man dennoch verwundert, wenn zum Beispiel Rotwild nicht auf das Schrecken eines Rehes reagiert. Wir Menschen sind in der Lage, eine ganze Reihe von Tierstimmen zumindest einer Art zuzuordnen, und wir können auch in vielen Fällen unterscheiden, welche Botschaft in etwa vermittelt wird. Wer schon einmal mit einem Ornithologen im Frühjahr unterwegs war, wird erstaunt sein, wie viele Vögel er allein an der Stimme erkennen kann. Bei vielen Jägern sind die Grenzen bald ausgelotet, wenn es um Vogelstimmen geht. Spannend ist in diesem Zusammenhang, dass bestimmte Gesangsstrophen oft einfach nicht gehört werden, weil sie nicht bekannt sind. Kurz: Sie sind einfach nicht da! Der Steinhahn wetzt und singt in einem fort – und auf die Frage „Hörst es nit?“ erhält man ein verständnisloses Kopfschütteln. Mit diesem „Nicht hören“ ist aber auch ein „Nichtdasein“ verbunden. Es fehlt etwas in einer Welt. Und was nicht da ist, das kann weder bestaunt noch bewahrt werden.

GRAWE JAGDVERSICHERUNG WENN'S DRAUF ANKOMMT GUT GESCHÜTZT.

*Umfassender Schutz für
steirische JägerInnen
von Österreichs
meistempfohlener* Versicherung.*

Mehr Sicherheit für steirische JägerInnen:

- Jagdhaftpflicht
- Jagdunfall
- Jagdrechtsschutz
- Jagdwaffenversicherung

grawe.at/jagdversicherung



GRAWE Die meistempfohlene
Versicherung Österreichs.

*Alljährlich werden in einer unabhängigen Studie (FMVÖ Recommender Award) 8.000 Kund:innen von Versicherungen und Banken in Österreich zu ihrer Zufriedenheit und Bereitschaft zur Weiterempfehlung befragt. Die GRAWE steht bei den überregionalen Versicherungen in der Gesamtwertung der Jahre 2019–2023 klar an erster Stelle. Details: grawe.at/meistempfohlen.



Die Jagd – ein Stein im Mosaik

27. Wildtiermanagementtagung des NP Hohe Tauern in St. Jakob i. D. am 5. und 6. Oktober.

Natur ist ein Gesamtkonzept – doch es gibt JägerInnen, LandwirtInnen, FörsterInnen, WildbiologInnen und viele mehr. Jeder will sein Feld bespielen, aber wird dabei immer an die anderen gedacht? Welche unterschiedlichen Motivationen spielen eine Rolle? Sind es Eigeninteressen, wirtschaftliche Aspekte oder Käseglöckendenken, um nur einige zu nennen, und wo findet sich das Wildtier bei solchen Überlegungen? Wie weit kann oder darf in der Natur, in der alles zusammenzuhängen scheint, jeder sein eigenes Süppchen kochen? Diese Frage stellt sich auch für die Jagd, welche ebenfalls in das Konzept „Natur“ eingebettet ist. Woran kann und will sie sich in der Zukunft orientieren?

Zum Thema referieren: Norbert Kerschbaumer, Martin Schwärzler, Christine Lettl, Hubert Schatz, Johann Gasteiner, Franz Reiter, Michael Sternath, Thomas Kranabitl.

Anmeldung und Info: www.hohetauern.at

